

Susanne Schädlich

Nirgendwoher, irgendwohin

Plöttner Verlag



Susanne Schädlich

Nirgendwoher,
irgendwohin

Roman

Plöttner Verlag
|| ||| | |||

Ankommen an einem Ort ist nicht dasselbe wie angekommen sein an diesem Ort. Ankommen, ohne wirklich zu wissen wo, auch wenn die Reise dieses Ziel hatte, Erwartungen mit ihr verknüpft waren, vielleicht Wünsche. Was nutzt es Ljuba, wenn sie da steht inmitten von Menschen, allein, und die Zeit wie eine Ewigkeit erscheint. Sie überlegt, ob es wichtig ist, woher sie ankommt und warum. Sie hat etwas verlassen oder auch jemanden. Das Warum ist schon länger her und auch nicht mehr wichtig. Sie wollte irgendwohin. Nun ist sie dort und nur noch das, was geschehen wird, soll wichtig sein und das, was war, nichtig.

Es ereignet sich etwas. Ein Mann in Uniform und bewaffnet patrouilliert an den Menschen vorüber, die hinter einer gelben Linie, die auf den Boden gemalt ist, warten.

Zurück! hab ich gesagt, hinter die Linie, brüllt der Mann in einer Sprache, die nicht die ihre ist. Es ist ein Befehl, und Befehle versteht jeder in jeder Sprache.

A. wird einmal sagen, wenn er von Männern in Uniform angehalten werde, lege er gleich die Hände aufs Lenkrad. Das Fenster der Fahrerseite sei immer offen, erstens sei es fast immer zu heiß und zweitens könne er gleich hinausrufen, dass er keine Waffe habe. Ljuba muss A. erst noch kennenlernen.

Jedenfalls weichen die Schuhe einiger Menschen von der gelben Linie. Auch Ljubas. Später wird sie sehen, dass auch auf den Straßen die Linien gelb sind an diesem Ort.

Ankommen hat auch etwas mit warten zu tun. Warten auf einen Koffer, warten auf ein Taxi, warten auf jemanden, warten darauf, angekommen zu sein. Ljuba wartet auf einen Stempel. Sie erwartet unangenehme Fragen, nachdem sie lange genug hinter der gelben Linie gestanden hat und aufgefordert wird, vorzutreten. Es ist einer der Schritte, den Ljuba nicht vergessen wird.

Plötzlich steht sie wie geschubst draußen vor dem Gebäude und blickt in die laue Nacht. Sie hat Münzen in der Hand. Sie will jemanden anrufen. Der Name einer Person wurde auf einen Zettel gekritzelt von jemandem, der gesagt hat, wenn du da bist, ruf an. Ljuba überlegt. Was wie sagen in einer Sprache, die nicht die ihre ist. Sie bereitet Sätze vor, die ihr richtig erscheinen und geht auf einen Münzfernsprecher zu. Ljuba weiß nicht, wie viele Münzen ein solches Telefon braucht. Sie nimmt den Hörer ab, steckt Münze um Münze in den Schlitz, wählt und wartet. Es meldet sich eine Frauenstimme. Die Sätze, die sie sich zurechtgelegt hat, sind für den Namen auf dem

Zettel bestimmt, nicht für die Frauenstimme. Andere Sätze hat Ljuba nicht. Sie legt auf. Auf dem Zettel mit Namen und Telefonnummer liest sie eine Adresse, dann steckt sie den Zettel ein. Mit ihrem Koffer in der Hand geht sie zu einem Schild, das man in jeder Sprache versteht. Taxi. Taxis haben Vorteile. Man braucht nicht nach dem Weg zu fragen, man muss nicht nach Worten suchen oder fürchten, den falschen Weg zu nehmen.

Die Stadt ist groß, fremd und laut. Langsames Vorankommen. Ein Gleiten auf unbekanntem Wegen. Skeptisch staunendes Schauen. In der Dunkelheit wirken alle Städte wohnlich. Die Ruhelosigkeit des Tages weicht der Gemächlichkeit der Nacht. Man sollte stets nachts an fremden Orten ankommen. Die Fremdheit ist weniger überwältigend, weil sie verborgen ist. Den Augen das schützende Dunkel gewähren, um sich nicht fragen zu müssen, wo man ist.

Ljuba fliegt in dem Taxi über eine Brücke. Fahrtwind weht sie durchs offene Fenster an. Die Stadt ist feucht. Aus einem Gully steigt Dampf. Sie fragt sich noch nicht, wo sie ist. Stop an einer Ampel. Am Straßenrand wühlt ein Mann in einem Papierkorb. Ljuba sieht dem Mann zu. Er zieht eine Dose aus dem Papierkorb, hält sie ans Ohr und schüttelt sie. Der

Kopf bewegt sich abwägend. Dann führt der Mann die Dose zum Mund und legt seinen Kopf weit in den Nacken. Um seinen Durst zu löschen, wird er weiter suchen müssen, denkt Ljuba. Er steckt die Dose in einen Plastiksack und beugt sich wieder über den Papierkorb.

Ljuba sagt, Bringen Sie mich zu einem Hotel. So viele Worte weiß sie.

Der Fahrer fragt, Zu welchem?

Ljuba weiß es nicht. Hotels sind Unterkünfte für Vorüberziehende. Quartiere mit mehr oder weniger Komfort, für längere oder kürzere Zeit. Frühstück meist inbegriffen, ein Handtuch, ein Bett, ein Fernseher. An diesem Ort gibt es viele Hotels und viele Fernseher. Der Fahrer hält irgendwo mitten in der Stadt. Ljuba zahlt mit einem großen Schein, bedankt sich mit einem Wort und checkt ein.

Jetzt liegt Ljuba auf einem mittelgroßen Bett in einem Zimmer mit Fernseher und horcht. Das Fenster ist geöffnet. Geräusche der Fremde sind nicht unbedingt fremde Geräusche. Stimmen, Schritte, Automotoren ähneln sich überall. Ljuba würde gerne tagelang nur hören. Der Fremde lauschen und sich Ton für Ton merken. Erst dann sehen. Sie sieht fern. Ohne Ton. Die Bilder begreift sie ohne Worte. Durch das offene Fenster wehen Gerüche, die sie zuordnen

kann. Auch das ist ein Trost, denn es werden Erinnerungen geweckt, die, auch wenn sie nichtig werden sollen, die Fremde weniger fremd sein lassen. Solange man nicht hinaustritt.

Ljuba beschließt, die Person, deren Name auf dem Zettel steht, vorerst nicht anzurufen. Da sie niemanden kennt, schweigt sie täglich mehr, als sie es gewohnt ist. Eigentlich spricht sie nur im Hotel, das Nötigste beim Frühstück oder beim Abendessen mit einem Kellner oder mit jemandem an der Rezeption. Natürlich nur dann, wenn Ljuba angesprochen wird. Und hier spricht man an. Ljuba muss zugeben, dass die Menschen gesprächig und wissbegierig sind. Sie wollen vieles von ihr wissen. Woher sie komme, wohin sie wolle und warum. Ljuba lächelt aus Verlegenheit, weil die meisten Worte fehlen, sagt aber doch das eine oder andere, um nicht unhöflich zu erscheinen. Schließlich hat sie vor, eine Weile zu bleiben und ohne Sprache geht das nicht. Das Fernsehen gibt ihr die Sprache, nach und nach. Namen von Produkten, bevor sie in einen Laden geht. Floskeln des täglichen Umgangs, bevor sie Menschen anspricht. Sie sammelt die Wörter in einem Buch und schlägt sie nach. Sie merkt sie sich. Im Kopf bildet sie Sätze. Im Kopf spricht sie mit einer anderen Person. Im Kopf schweigt es nicht.

Im Kopf redet es sogar durcheinander. Im Kopf lässt sich Ljuba auf Diskussionen ein. Widerspricht, argumentiert, fragt nach. Das alles, während sie die Stadt erfährt, im Bus zum Beispiel, andere öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht, oder durch Straßen läuft. Erst in der Nähe des Hotels. Dann ein wenig weiter vom Hotel entfernt. Laufen auch am Meer. Ausgiebig. Die Strände sind lang und leer.

Die Stadt ist heiß. Einprägen von Straßennamen. Irgendwann wagt sie den Schritt in einen Laden. Sie nimmt eine Flasche Wasser aus dem Regal und bezahlt. Worte wechseln nicht notwendig, bis auf ein Guten Tag und ein Auf Wiedersehen. Und dann die erste Bestellung in einem Restaurant. Erst das Lesen der Karte, dann das Vorlesen des Wunsches. Wenig Gefahr eines unvorhergesehenen Wortwechsels. Kellner sind diskret. Sie ist froh, dass sie bekommt, was sie bestellt hat. Es schmeckt Ljuba noch einmal so gut. Sie lacht in sich hinein. Verwechslungsgefahr der Geldscheine beim Bezahlen, sie hat sie in ihrem Portemonnaie geordnet. Vorübungen auf einigermaßen sicherem Terrain. Mit jeder Übung wächst der Mut.

Den Zettel, auf dem ein Name und eine Adresse stehen, hat Ljuba sorgsam verwahrt. Sie hat sich die

Wörter ausgesucht, die sie sagen will, und zu Sätzen geformt. Sie möchte möglichst wenig Fehler machen.

Ljuba sagt, Ich bin Ljuba. Dein Name steht auf einem Zettel. Deine Nummer habe ich von einem, der dich kennt.

L. sagt, Du bist die einzige Person, die mich je nur dem Namen nach angerufen hat und trotzdem ist es schön, deine Stimme zu hören, weil ich deinen Anruf erwartet habe. Ohne zu wissen, ob du wirklich anrufen würdest. Ich wusste nur, dass du anrufen könntest. Der Freund hat mich unterrichtet.

Der, vom dem ich deine Nummer bekommen habe, hat mir viel von dir erzählt, sagt Ljuba, weil sie denkt, die Stimme am anderen Ende der Leitung sei interessiert.

Ich will, dass du zu mir kommst, sagt L. Wenn du willst.

Ljuba sagt, Ich bin schon eine Weile hier. Ich wohne in einem Hotel.

L. sagt, Hotels sind für Vagabunden. Nicht einmal, wenn ich verreise, gehe ich in ein Hotel. Ich miete mir immer irgendein Häuschen oder eine Wohnung. Auf Reisen muss man das Gefühl haben, angekommen zu sein.

Ich bin da, das ist ein Unterschied, sagt Ljuba.

L. sagt, Noch ein Grund mehr, zu mir zu kommen.

Ljuba beschließt, dass L. Recht hat. Sie schreibt Straßennamen auf und Busverbindungen. Sie verabreden einen Tag und eine Zeit.

Ljuba sitzt in dem Hotelzimmer auf dem Bett und nimmt Abschied von der zweckgebundenen Einrichtung, die dennoch Geborgenheit gegeben hat. Ein Ort, an den sie nach vielen Wegen zurückgekehrt war. Der Abschied dauert nicht lange. Ljuba steht auf, sie nimmt ihren Koffer, geht zur Bushaltestelle und fährt zu L.

L. wohnt fast in der Mitte der Stadt. Die Fahrt ist lang und heiß. Der Bus ist voll und laut. Zu viele Menschen für zu wenig Busse. Zu viele Sprachen durcheinander. Zu wenig Luft und zu viel Schweiß. Wer anders kann, fährt nicht mit dem Bus. Ljuba sitzt auf ihrem Koffer, sie liest die Namen der Straßen durch das Fenster. An der Haltestelle, die L. genannt hat, steigt sie aus. Sie läuft, wie L. es beschrieben hat, und steht dann vor dem Haus, in dem er wohnt. Sie klingelt. L. öffnet die Tür und lacht, nimmt Ljuba den Koffer ab und zieht sie hinein. Er gibt ihr ein Getränk mit Eiswürfeln darin. Sie setzen sich in den Garten hinter dem Haus. Dort wachsen Tomaten, Sonnenblumen, und es riecht nach Basilikum. L. redet. Ljuba ist froh, dass er spricht.

L. sagt, Der, von dem du meine Nummer bekommen hast, hat mich einmal interessiert. Wir waren uns nahe. Er interessiert mich schon lange nicht mehr. Ich war bei ihm, als ich noch in die Fremde fuhr. Er nahm mich auf, ich wohnte bei ihm, wir verbrachten Zeit. Und jetzt bist du hier.

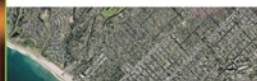
Ljuba möchte duschen. L. zeigt ihr ein Zimmer, das ihres sein soll, er zeigt das Bad, die Küche, sein Zimmer.

L. sagt, Du bist erst einmal bei mir. Komm erst einmal an. Lass dir Zeit, ich habe keine Eile.

L. ist der erste, den sie jetzt hier kennt. Sie gewöhnen sich aneinander. Er zeigt ihr Straßen, Wege, Bäume, Hügel und das Meer. Restaurants, Speisekarten, Cafés, Bars, Einkaufsläden. In seiner Begleitung sieht sie die Stadt mit anderen Augen, sieht mit denen eines Eingeweihten. Sie lernt. So vergeht Zeit. Sie hört auf, die Tage zu zählen. Sie hat einen Schlüssel zum Haus, sie wird selbstsicherer und freier. Ihr ist, als fange sie an anzukommen.

Nicht selten erhält L. abends einen Anruf. Dann verbringt er lange Zeit im Bad und zieht sich anders an als an anderen Abenden. Ljuba sieht ihm dabei zu.

L. sagt, Ich bin in Begleitung, du kannst nicht mit. Warte nicht auf mich. Ich weiß nicht, wie spät es wird.



Susanne Schädlich

Nirgendwoher, irgendwohin

Plöttner Verlag
LEIPZIG

Susanne Schädlich »Nirgendwoher, irgendwohin« Roman

2007, Format 13 x 20 cm, 138 Seiten
ISBN 978-3-938442-30-2
14,90 €

Susanne Schädlich, die Tochter des großen, derzeit hoch gelobten DDR-Autors Hans-Joachim Schädlich, lebte drei Leben: eines in der DDR, eines in Westdeutschland und eines in Los Angeles. Von ihren 11 Jahren in der amerikanischen Metropole erzählt sie in ihrem Debütroman „Nirgendwoher, irgendwohin“.

Zum Buch

Eine junge Frau verlässt ihre Heimat, sie „hat etwas verlassen oder auch jemanden.“ Ihre neue Heimat bleibt namenlos und ist doch bald als Los Angeles erkennbar. Sie findet eine Wohnung, eine Arbeit, sie kauft sich ein Auto und scheint bald dazuzugehören. Doch ankommen wird sie, so sehr sie sich danach sehnt, nie. Denn die Menschen sind in dieser Stadt, „weil das Abstreifen leichter fällt als anderswo.“ In bestechend klaren Sätzen schildert Schädlich den Prozess der Aneignung der Fremde. „Nirgendwoher, irgendwohin“ ist nicht nur die Geschichte einer Suche nach Verbindlichkeit in einer unverbindlichen Welt, sondern zugleich die raffiniert konstruierte Geschichte einer flüchtigen Liebe zwischen einem Mann und einer Frau.

Zur Autorin

Susanne Schädlich wurde 1965 geboren, lebte von 1988 bis 1999 in L.A. Sie ist die Tochter des Schriftstellers Hans-Joachim Schädlich und wohnt mit ihrer Familie in Berlin Friedrichshain. Susanne Schädlichs Biographie über den Violinisten Daniel Hope erscheint in diesem Herbst bei Rowohlt.

Plöttner Verlag

